

HAMMER Flugschriften für neue Kurzprosa

+ **V**EILCHEN

Herausgegeben von Günther Emig und Peter Engel · Ausgabe 1 · 2014
Mit Beiträgen von Manfred Ach · Mirko Bonné · Elke Engelhardt · Gunter Gerlach · Günter Guben ·
Herbert Hindringer · Marcus Jensen · Carsten Klook · Jobst Knigge · Walle Sayer · Bruno Teuni

HERBERT HINDRINGER **UNBEKANNT IST VERZOGEN, SAGT SEINE FRAU**

Der Einbrecher hat keine Waffe. Auf dem Kopf aber trägt er einen selbstgebastelten Hut aus Papier. Der Phantombildzeichner muß schon ein Expressionist sein, weil Herr Unbekümmert überhaupt nicht auf das Gesicht des Kerls achtet, sondern nur das gefaltete Schiffchen auf dessen Kopf anstarrt. Schon im Kindergarten hat Herr Unfertig das nie hingekriegt, nicht gewußt, wie man dieses verdammte Ding zu falten hat, das ist dann immer von irgendeinem Spielkameraden für ihn gemacht worden. Der Einbrecher sammelt unterdessen alles ein, was Herrn Unachtsam wertvoll erscheint: seine Sonnenbrille, seinen Rasierapparat und all das Geld, das Herr Unauffällig für seine Gesichtsoperation angespart hat. Er wirft das Zeug in einen Sack und verschwindet. Herr Unvorbereitet kann die Verfolgung nicht aufnehmen, weil seine Frau bereits den Tatort im Ersten aufzeichnet und sie nur noch einen Videorecorder haben – den anderen hat der Einbrecher gerade mitgehen lassen. Frau Ungerührt sitzt im Wohnzimmer und strickt, sie läßt gerade eine Masche fallen, Herr Unausgesprochen eine Bemerkung: Wir sind ausgeraubt worden. Frau Unnahbar kaut auf einem alten Kartoffelkäfer herum und gibt ihrem Mann einen Termin für die folgende Woche, Dienstag, 11 Uhr. Und sei pünktlich, sagt sie. Solange kann Herr Ungehalten aber nicht warten, die Fingerabdrücke sind ja bereits jetzt nur noch lauwarm. Darum stellt er die Mikrowelle an. Die spült eine Flaschenpost auf das Küchenbord. Da die Flasche noch voll ist, muß Herr Unverzeihlich sie zuerst austrinken, um an die Botschaft zu gelangen. Bedauerlich nur, daß es sich um eine Spülmittel-Flasche handelt. Als Herr Ungesund den Zettel endlich in Händen hält, steht nichts weiter drauf als: Danke. Dein Einbrecher. Herr Ungestüm dreht eine Pirouette und schäumt vor Wut. Vor seinem Mund schweben Blasen. Vor seinem Kragen platzen sie dann. Und weil er nicht weiß, wohin mit seinem Zorn, züchtigt er sein Kind. Aber das verrät ihm trotzdem immer noch nicht, ob es ein Junge oder ein Mädchen ist. Okay, dann bekommst du eben auch weiterhin Einheitsbrei zu essen, sagt Herr Ungenau. Und denkt: Was für ein Dasein: Zum einen der Job als Friseur meiner Frau, zum anderen schlafen mir der linke Arm und das rechte Bein dauernd ein. Ich muß wohl lebensmüde sein. Aber ist das wirklich so erstaunlich? Bei so einem Leben? Und ebenso wenig verwundert es Herrn Unglücklich, daß der Einbrecher das nicht haben wollte und lieber das Geld genommen hat. Aber was der nicht kann, kann ich schon lange, denkt Herr Unbekannt ganz leise. Und stiehlt sich davon.

MANFRED ACH **SCHÖNER WOHNEN** **7 MINIATUREN**

Fußspuren

Mehrere Paar Schuhe stehen auf der Treppe im Stiegenhaus, dergestalt, daß es den Anschein hat, als gehe jemand, mehrfach verdoppelt, die Stufen hinauf, allerdings körperlos. Weitere Schuhe im Abstand von Schritten führen fast bis zu einer Wohnungstür, genauer: zu einem hohen Fenster im Hochparterre. Ein letztes Paar Schuhe steht dort unter dem Fensterbrett. Darüber, weit oben am Fensterkreuz befestigt, ist ein erhängter Mensch. Er trägt Hut, Schal und einen langen Mantel. Aus den Hosenbeinen ragen nackte Füße. Diese sind genau in Augenhöhe des davor stehenden Betrachters und blicken ihn kalt an.

Roter Faden

Sie geht in die Küche, öffnet den Kühlschrank und die Tür zum Gefrierfach, hackt sich mit dem bereitgelegten Beil die linke Hand ab, legt das Beil beiseite, ergreift mit der rechten die abgehackte Hand und steckt sie in das Gefrierfach, verschließt den Kühlschrank, geht, Blut verstrahlend, ins Bad, legt sich in die mit heißem Wasser gefüllte Wanne, die sich sofort rot färbt und wirft noch einen Blick auf die Spur, die sie vom Kühlschrank zur Wanne gelegt hat und die ihre zwei Sehnsuchtsorte verbindet.

Kaltstart

Das Auto hat es gern warm und steht deshalb in einer beheizten Garage. Voller Entsetzen stellt der Vater des Autos eines kalten Morgens fest, daß die Heizung unvermutet ausgefallen ist und das Auto folglich frieren muß. Mit einem Aufschrei wirft er sich auf die sogenannte Kühlerhaube des Autos und reißt sich an den Scheibenwischern die Pulsadern auf. Ein warmer Strom ergießt sich über das Haupt des frierenden Kindes, während der Vater langsam erkaltet.

Rückspiegel

Als er morgens, nackt in seinem Bett liegend, erwacht, erinnert er sich an den mannshohen ovalen Spiegel, der ihn früher von der Zimmerdecke herab begrüßt hat, seit langer Zeit aber unter dem Bett verstaubt ist. Noch benommen vom letzten Alptraum, wälzt er sich auf den Fußboden und zieht den Spiegel unter dem Bett hervor, der so verstaubt ist, daß er sich selbst kaum darin sehen kann. Mit dem Metallfuß der Nachttischlampe schlägt er so lange auf das Glas ein, bis sich eine Schicht von Splintern und Körnern

gebildet hat, auf die er sich nun, wie ein Fakir, rücklings legt. Er erinnert sich an das Geräusch, das entsteht, wenn man heißen Tee über Kandiszucker gießt. Die geringste Bewegung verursacht starke Schmerzen. So bleibt er reglos auf den wärmenden Splintern liegen und blickt zur leeren Zimmerdecke hoch, nach und nach entspannt.

Topfpflanze

Der große Blumentrog auf ihrem Balkon ist so geräumig, daß sie darin kniend Platz findet. Die Säcke mit Blumenerde hat sie geöffnet und daneben bereitgestellt. Sie schaufelt die Erde mit ihren Händen in den Trog und bedeckt sich damit bis zum Bauch. Ihr Oberkörper steckt in einem grünen Wollkleid, ihr Kopf ist von einer grünen Strumpfmütze umhüllt. Nur den Mund läßt ein Schlitz in der Mütze frei. Durch diese Öffnung nimmt sie nun den Cocktail aus Barbituraten und Pflanzenschutzmitteln zu sich. Dann bohrt sie die nach unten gestreckten Arme in das Erdreich. Die Ellenbogen finden an den Seitenwänden des Trogs Halt. Mit leicht nach vorn geneigtem Oberkörper und gesenktem Kopf erwartet sie nun ihre endgültige Bestimmung.

Falltür

Die Falltür, die zum Speicher hinauf führt, bekommt ihren abwärts führenden Sinn dadurch, daß man sich an einem Seil, das an einem Haken im Dachgiebel befestigt ist, durch eben diese Falltür in den Wohnbereich abseilt, und zwar in einem so genannten freien Fall, die Füße wie üblich voraus, durch den Kopf in der Schlinge ruckartig an den Dachboden erinnert.

Frühstücksei

Die Tür zur Küche ist geschlossen. Türen einzurennen, kann zu gefährlichen Verletzungen führen. Aber offene Türen einzurennen, man täusche sich nicht, kann noch schlimmere Folgen haben, stürzt man doch ohne den erwarteten Widerstand durch die angelehnte und aufschwingende Tür ungebremst auf allfällige dahinter befindliche Hindernisse. Das bestmögliche Ergebnis ist bei einer halb geöffneten Tür zu erzielen, auf deren Kante man mit gesenktem Haupt wie ein Stier losrennt. Beim Aufprall der Fontanelle auf die Türkante ist das Geräusch von einem aufgeschlagenen Ei das vorläufig letzte, das man wahrnimmt.



MARCUS JENSEN TRÄUMER!

»Well can you put your hands in your head?
Oh no!«
Supertramp (1974)

Wir hassen euch, aber das wißt ihr natürlich. Und ihr wißt auch, daß wir nichts gegen euch tun werden, ihr wißt, daß wir euch machen lassen. Wir hören euer Gelächter Tag für Tag in unseren Köpfen, es ist uns eingepflanzt, es war immer dort, wir kennen kein Davor, wir erzeugen kein Danach, und eure Herrschaft wird ewig andauern. Wir nehmen es hin, daß ihr aus Bosheit oder aus Übermut handelt, nehmen es hin, daß es euch Spaß bereitet, uns zu quälen. Wir rebellieren niemals.

Der Grund dafür dürfte euch neu sein. Täten wir es, wären wir wie ihr. Und das ist kein Motiv der von euch erwarteten verachtenswerten Schwäche, sondern wir bemühen uns, euch nicht zu äh-

neln. Wir wollen uns nicht mit eurem Wesen anstecken, so haben wir entschieden, denn wir könnten durchaus werden wie ihr. Wir könnten entscheiden, die Harmlosigkeit abzuwerfen, wir könnten hinüberwechseln zu euch, denn, ob ihr es glaubt oder nicht, wir sind dazu fähig. (Es gibt zwei Wege, den Verrat und den Rausch.)

Nichts traut ihr uns zu außer stiller Arbeit, genauer gesagt, Zusammenarbeit für euch. Euer Grundirrtum besteht immer wieder darin zu glauben, wir wollten werden wie ihr, hätten nur einfach den Bogen nicht raus und litten unter der eigenen Unfähigkeit. Aber daß wir es nicht tun, hat moralische Gründe. Ihr meint, eure Herrschaft verdanke sich unserer Duckhaltung, einer ängstlichen Gewohnheit – nein, wir sind so, weil das Gute so sein soll. Selbstverständlich habt sogar ihr eine Moral und stellt sie als naturgegebene Ordnung hin. Wir kennen sie bestens, denn unsere Moral umschließt eure allemal, sie ist weit älter und größer und breiter, ihre Dimension ist unsere einzige Macht, ihr dürft unsere Moral besichtigen wie eine halb verfallene, rückständige Palastanlage und dann vergessen. Auch in diesem Punkt braucht ihr keine Sorge zu haben. Letztlich gilt hier dasselbe: Würden wir unseren bloßen Anspruch verkünden, wären wir automatisch wie ihr. Fürchtet also weder Umsturz noch Forderung, wir tun nicht nur nichts, wir schweigen auch darüber. Wir stillen Dulder halten aus.

Es gibt wohlmeinende Instanzen, Psychologen, Soziologen, Pädagogen, aber auch kluge Demagogen, die von unserem »Wert« sprechen und sagen, ihr könntet erstens nicht in uns schauen und zweitens sei dort Interessantes zu entdecken. Darüber mögt ihr milde lächeln und zu recht sagen, daß das, was ihr nicht seht oder hört, für euch keinen Wert hat und damit für niemanden, der euch nahekäme. Immerhin wird manche von euch der Punkt ärgern, daß eine zugestandene Welt außerhalb eures Herrschaftsbereiches existiert. Das wäre grundsätzlich durchaus eine Macht, doch ihr habt es selten mit Grundsätzen, Grundsätze sind eher unser Gebiet. Freiwilliger Verzicht kennzeichnet euer Verhältnis zu unserem Inneren: Wir sind euch ein Rätsel, mit dem man sich andererseits nie zu befassen braucht. Was in uns ist, geht euch nichts an. Wirklich nichts. Nichts in uns betrifft euch.

Gerne glaubt ihr, wir selbst schauen in uns, weil es dort Faszinierendes, Eigenes, ja Neues gäbe. Nein, wir schauen einfach nur, wir sind so. Daß dort Eigenes wäre, beruht auf einem Irrtum: Was lockt, sind wiederum Dinge aus eurer Welt, die wir innen, unten, allerdings ganz für uns haben und herumwälzen. Ob es faszinierend ist oder nicht, werdet ihr nie erfahren, da es, falls es aus uns herauskommt, dann gleich zu eurer Welt gehört. Ihr sät es und ihr erntet es. Es bleibt euer Material, das wir in uns geformt haben, unendlich oft und liebevoll und manchmal auch meisterhaft bearbeitet wie ein Schwert aus einem heißen Klumpen Eisen, aber wir haben nichts davon, denn einer der Unsrigen, der den Triumph herzeigt, hat schon die Seite gewechselt, ist für uns ein Verräter.

Natürlich stellt sich die Frage: Waren welche von euch einmal welche von uns? Stehen wir vielleicht lauter Verrätern gegenüber? Das würde bedeuten, daß das Motiv des Verrats noch stärker wäre als ohnehin angenommen – aber die Beantwortung dieser Frage ist uns leider unmöglich, denn wir erkennen die Unsrigen nicht mehr wieder. Wir wissen es also nicht. Entweder welche von uns sind zu welchen von euch geworden, oder sie sind es nicht und immer noch bei uns. Es gibt nur einen Übertritt ohne ein Zurück, wir verwandeln uns höchstens ein Mal. Ihr könnt vortäuschen, ihr wärt empfindsam, wir dagegen schaffen es nicht, wie ihr aufzutreten, wir spielen nie, und versuchen wir es, empfinden wir sofort den Verrat und stehen bereits vor der Schwelle. Wir wollen die Unsrigen als

deutlich Insichgekehrte behalten, als solche, die es seit Anbeginn schwerer haben.

Unser Leben ist eine höhere Willkürbestrafung, finsterer Karma-knast, mit der Geburt auf den Boden gedrückt, im Dreck der lachenden Macher, selbst den dümmlichsten Frohnaturen untertan. Und was aus dem Eingesperrtsein ausbricht, wird als das zerstört, was es drinnen einmal war. Alles, worüber wir entschieden reden können, gehört zwangsläufig schon zu eurem Reich, und euer zeitweiliges Interesse an Unsichtbarem ist uns sogar peinlich. Wir fordern von euch, daß ihr klar und eindeutig die seid, die ihr eurem Wesen nach seid.

Die täuschenden Mischformen, die uns gewisse angeblich Wohlmeinende vorsetzen, um unsere Gefühle zu berühren, stellen eine unangenehme Herausforderung dar. Vor allem in Filmen oder in Musicals sehen wir eine bestimmte Sorte wacher Langweiler – nur dort. Sie sind die Pest des Mittelmaßes, hübsche, freundliche, leere und eben doch energiegeladene Jedermannen und -frauen, die uns als »Identifikationsfiguren« vorgesetzt werden, sauber wie Köder, und den Massenerfolg erst ermöglichen. (Ihr wißt eben: Uns braucht es für den Durchbruch.) Aber euch gibt es nicht in langweilig, und die Mischformen sind eure Erfindung.

Ihr übertrumpft uns immer. Wer auf der richtigen Seite geboren wurde, dessen Leben erscheint uns gemacht. Allen außerhalb unseres Innerhalb ergeht es besser, denken wir Verdammten. In sich gekehrt zu sein, ist Mangel ohne jeden Mehrwert, und Stimmen, die einem etwas Vorteilhaftes darin einreden wollen, lügen.

Freudig behauptet ihr, wir seien für die Strukturen von Firmen und Verwaltungen unerlässlich, und zwar passiv, was etwa der Nützlichkeit eines austauschbaren Substrats entspricht, das euren Gewinn ermöglicht. Ihr feuert uns nicht laut, ihr wechselt uns leise aus. Wir können uns allerdings vorstellen, daß wir auf eine andere Weise auch aktiv nützlich sind, nämlich beim Kontakt zu anderen unserer Kaste, in dem Sinne, daß wir diese als Kunden zum Geldausgeben verleiten, weil diese denken, sie würden damit welchen von unserer Art in jener Firma helfen, ja, es sei sogar eine ganze Firma von unserer Art. (Die schlauesten unter euch bedienen sich dieses Effekts.) Aber es gibt keine solchen Firmen. Ihr führt immer. Und wenn ihr stürzt, dann stürzt ihr nur wegen eines Kampfes zwischen euch, und selbst dann bietet ihr noch eine farbige Geschichte voller Macht, Wahn und Ökonomie, an die sich unsereins erinnert.

Ihr wißt natürlich: Wir erinnern uns an euch. Geradezu besessen.

Und ihr glaubt fest, daß wir euch bewundern, ihr setzt es voraus wie unseren Haß auf euch. (Ehrfurcht!) Doch das stimmt nicht ganz. Unsere Bewunderung ist bloß Neid. Äußerlich gesehen habt ihr recht, denn wir sind es, die euch bewahren. Geschichtsschreibung paßt zu uns, wir verrichten diese Arbeit einfach, und falls wir eure Personen in einem schlechten Gedächtnis behalten, so sind sie allemal mehr als ein Nichts. Aber weshalb wir euch bewahren, hat einen anderen Grund als die Bewunderung, einen, der euch nicht gefallen wird: Ihr seid lediglich die einzigen, die das Material für die Erinnerung liefern. Es gibt gar keine Auswahl, die euch ehren könnte. Und weil die Erinnerung mit euren Personen also sehr wenig zu tun hat, ist sie eine Waffe. Eure uns zugewiesene Hauptarbeit richtet sich gegen euch.

Religion bildet unseren notdürftigen Trost und zugleich unsere einzige erlaubte Organisation, und dieser Trost liegt in einem Bereich, den niemand sieht, der eine von euch gestattete Blackbox ist und dem entspricht, was in uns steckt. Ihr braucht Religion nur auf dem letzten Lebensschritt, zumindest verhaltet ihr euch

so. Unser einziger verratfreier Zugang zu eurer Welt geht über die Todesangst. Allein hier seid ihr kein bißchen besser dran. Ohne uns geht es für euch nicht weiter.

Ihr selbst bewahrt euch nie gegenseitig, ihr bekämpft euch untereinander und wollt euereins eher auslöschen, und wenn ihr könntet, würdet ihr auch die Bewahrer der anderen auslöschen, die Tonsoldaten-Armee der anderen Machtmenschen. Das ist übrigens sinnlos. Weil wir euch gar nicht unterscheiden. Hier endet eure Macht: daß wir, die Bewahrer, uns nur für eure Macht interessieren und keinen von euch wirklich bevorzugen. Nachher seid ihr für uns geradezu gleich. Und endlich ein bißchen verdammt.



ELKE ENGELHARDT ZWEI TEXTE

Die Frage

Wir versprachen uns nichts. Über diese Phase waren wir längst hinaus. Unser Leben bestand größtenteils aus Abstrichen. Vielleicht hofften wir den Entsorgungsaufwand zu verringern, indem wir uns zusammentaten.

Sie war früher sicher einmal sehr schön gewesen. Es gab Reste dieser Schönheit, die Feinheit ihrer Glieder, eine gewisse Anmut in ihren Bewegungen.

Wir sprachen nie von früher. Wir sprachen überhaupt nicht viel. Ich weiß nicht, wie ich es dann erfahren habe. Der Schock war so groß, daß ich die Quelle dieser Auskunft sofort wieder vergaß. Es muß irgendwo in der Stadt gewesen sein. In einem Lokal, einer Bar, auf einem Markt. Ich wußte nicht, ob ich zu ihr heimkehren sollte. Ich hatte plötzlich Angst vor ihr. Es kam mir albern vor, geradezu lächerlich, aber das verringerte nicht meine Furcht. Ich durchwühlte meine Taschen. Wieder und wieder zählte ich mein Geld. Es genügte nicht für ein Hotelzimmer. Es war schon Herbst. Die Nächte waren kalt. Um jemanden zu bitten, mich für die Nacht zu beherbergen, hätte ich zu viel erklären müssen. Also ging ich schließlich heim. Licht brannte im Fenster. Also war sie da.

Alles war wie immer. Ich durfte sie nur nicht darauf ansprechen.

Schließlich konnte ich gar nicht mehr sprechen. Die Schweigsamkeit wurde so absolut, daß sie selbst ihr auffiel.

»Was ist mit Ihnen?«, fragte sie. (Wir siezen uns. Wir sind keine gebildeten Leute, aber zum Du haben wir uns nie hinreißen lassen.) Sie klang besorgt. Ich setzte mich ihr gegenüber an den Tisch, zwang mich, sie anzusehen. Nein, ich konnte ihr vertrauen. Ich würde mit ihr darüber reden. Mit diesem Zweifel, dieser Angst ließ sich nicht umgehen. Für diese Art Schweigen war ich zu schwach.

»Hatten Sie Angst?«, fragte ich sie. »Hatten Sie Angst vor sich selbst, vor Ihrer Kraft, vor Ihrer Rücksichtslosigkeit und Entschlossenheit, als Sie den Mord begangen haben? Spüren Sie, daß ich Angst vor Ihnen habe? Macht Ihnen das Spaß? Erstaunt es Sie?«

Sie wußte sofort, wovon ich sprach. Sie nahm es mir nicht übel. Sie lächelte: »Sie sind ein Mann,« sagte sie. »Wie können Sie solche Fragen stellen? Wissen Sie nicht, daß die weibliche Angst nichts zu tun hat, nicht zu vergleichen ist, mit der Angst der Männer?«

»Sie haben die Frage nicht beantwortet«, sagte ich.

»Sie haben keine Frage gestellt, die ich beantworten könnte.«



Bahnhöfe

Manchmal, wenn ich nach meinen Hobbys gefragt werde, laufe ich Gefahr, die Wahrheit zu sagen. Allerdings fragt heute so gut wie niemand mehr nach Hobbys. Das sind Fragen aus einer anderen Epoche, sie gehören auf andere Schauplätze: auf Pausenhöfe und Kellerpartys mit Flaschendreher. Heute werden die Fragen anders formuliert. »Und was machen Sie in Ihrer Freizeit?« Und manchmal, wenn ich unvorsichtig bin und antworte, ohne nachgedacht zu haben, sage ich die Wahrheit. Ich treibe mich auf Bahnhöfen herum. Den größten Teil meiner Freizeit verbringe ich dort. Nicht wartend, ärgerlich über die vergeudete Zeit zwischen zwei Zügen, vielmehr freiwillig. Vielleicht sogar leidenschaftlich. Der Aufenthalt auf Bahnhöfen ist für mich das, was für andere das Briefmarkensammeln ist oder das Töpfern. Mein Hobby. Während jeder Gesprächspartner Töpfern oder Briefmarkensammeln unhinterfragt als Freizeitbeschäftigung akzeptiert, kräuselt sich die Stirn meines Gegenübers, wenn ich gestehe, meine Zeit am liebsten auf Bahnhöfen zu verbringen. Nein, nicht auf Bahnhöfen, eigentlich nur auf einem Bahnhof, auf immer demselben Bahnhof. Man hält meine Antwort für ironisch, für ausweichend. Nichts liegt mir ferner.

Ich fühle mich wohl, sobald ich die Halle betrete. Ich studiere die Fahrpläne, berechne die Kosten, den Zeitaufwand, um von hier nach dort zu reisen. Betrete die Gleisanlagen, besichtige die Züge, die mich da oder dort hin bringen könnten. Beobachte die Menschen, die einen Schritt weiter gehen als ich und sich irgendwohin bringen lassen, oder von irgendwoher kommen. Ich überlege jedes Mal aufs neue, ob ich nicht doch einmal diesen Bahnhof verlassen sollte, um an einem anderen Bahnhof anzukommen.

Ich belasse es bei der Überlegung, ohne sie jemals in die Tat umzusetzen. Wer weiß, was mit der Sehnsucht geschieht, wenn man sie in einen Zug setzt.

GUNTER GERLACH WER BIN ICH?

»Eigentlich hätten wir glücklich werden können«, sage ich. Sie legt eine Hand flach auf die Buchseiten, als befürchte sie, die gerade gelesenen Buchstaben könnten davonfliegen. Ich setzte mich ihr gegenüber. Sie forscht in meinem Gesicht, dann senken sich ihre Augenbrauen. Kleine Flügel.

»Du erinnerst dich nicht mehr, nicht wahr?« Ich winke der Kellnerin, bestelle Cappuccino.

»Damals, als wir dieses blaue Eis kauften ...«

»Du bist Jens aus der sechsten Klasse!«

Ich lache. »Ich ärgere mich immer noch, wegen der Gruppenreise. Du warst so schön in deiner Wut.«

»Italien 1996. Das war eine Katastrophe. Und jetzt weiß ich: du bist Thomas!«

Als Veto presse ich die Luft aus der Nase. »Erinnerst du dich an das Konzert? Du hast zuerst nur mit meinem Freund gesprochen, später dann hab ich dich nach Hause ...«

»Nein! Du bist es! Bastian!«

Ich schüttle den Kopf. »Nein«, sage ich. »Aber ich wäre das alles gern gewesen.«

Sie lehnt sich zurück, gibt das Buch frei. Die Seiten heben sich, probieren einen Flügelschlag. Sie bedeckt den Mund mit ihrer Hand. Ein Lächeln wächst.

Ich beuge mich vor. Leise sage ich: »So bleibt uns nichts, als alles nachzuholen. Zuerst das Eis. Dann Italien. Dann das Konzert.«

MIRKO BONNÉ DIE WEISSE INSEL

Reg dich nicht auf, wein nicht, vergeude
Nicht deine Kraft, quäl nicht dein Herz.
Du lebst in mir, mit mir, als Freude,
Als Stütze, Zufall, Kanon und Scherz ...

Pasternak hatte vielleicht gerade gearbeitet. Jetzt hielt er ein Glas von dem kühlen Weißwein in Händen, stand am Fenster und sah zu, wie der Alte von nebenan unten im Hof seine Katzen fütterte. Für gewöhnlich stellte er ihnen den Napf hin, wartete einen Moment, stand wie unbeteiligt aufrecht neben den drei oder vier am Boden fressenden Tieren, dann spuckte er nach ihnen, und auf dem Pflaster entstanden mit der Zeit merkwürdige, sternbildartige weiße Muster und Formen, da die Katzen das hämische Spiel des Alten zu kennen schienen und sich nicht daran störten.

Das Telefon klingelte. Pasternak trat an das Tischchen und hob ab. Er erkannte die Stimme am anderen Ende der Leitung sofort, und Stalin schien das sofort zu bemerken.

Er rufe wegen Mandelstam an.

Mandelstam, der verhaftet worden war eines Gedichts wegen, in dem er Stalin und dessen Helfer an den Pranger gestellt hatte, soweit das mit einem Gedicht möglich war. Bucharin hatte in der Iswestija geschrieben, daß, wie viele andere Kollegen auch, Pasternak beunruhigt sei. Offenbar hatte Stalin den Artikel gelesen. Er schien wissen zu wollen, ob Pasternak das Gedicht kannte.

»Weshalb, Boris Leonidowitsch«, fragte Stalin, »setzen Sie sich nicht ein für Ihren Freund?«

Boris Pasternak antwortete Stalin, daß er ihn wohl nicht anrufen würde, hätte er, Pasternak, sich nicht auf seine Weise für Mandelstam eingesetzt.

»Er ist doch ein Meister, ein Meister, dieser Mandelstam! Warum haben Sie nicht bei den Schriftstellerorganisationen oder, noch besser, bei mir persönlich Protest eingelegt, Boris Leonidowitsch, warum?«

»Die Schriftstellerorganisationen kümmern sich seit 1927 nicht mehr um derlei Angelegenheiten«, gab Pasternak zurück. Es waren seither sieben Jahre vergangen. Es war das Jahr 1934.

»Mandelstam, Mandelstam«, sagte Stalin weinerlich, »was reden wir denn auch über diesen Mandelstam! Ich wollte immer schon mal mit Ihnen sprechen.«

»Worüber?«

Stalin sagte eine Weile lang nichts, bevor er wisperte: »Über Leben und Tod, Boris Leonidowitsch, über Leben und Tod.«

Weiter sagte er nichts, er atmete nur, atmete und atmete und irgendwann hängte er grußlos ein.

Pasternak trat ans Fenster und blickte hinaus. Er sah in den Himmel hinauf, wo lauter Wolken dahinjagten, und dann hinunter in den Hof, der jetzt wieder leer war. Die Katzen waren nicht mehr da, und auch sein alter Nachbar war verschwunden. Nur auf dem Pflaster, an einer Stelle neben dem leer gefressenen Napf, sah man dort, wo der Alte voller Freude und zugleich voller Haß immer wieder hingespuckt hatte, ein großes und seltsam geformtes Muster aus hellen Kreisen. Wenn er die Augen zusammenkniff, meinte Pasternak, die Umrisse von Feuerland zu erkennen. Ja. Dort unten auf dem steinernen Boden sah der kleine See aus der Spucke des alten Mannes wie eine weiße, ganz von Schnee bedeckte Insel aus.



GÜNTER GUBEN 4 TEXTE

Die Strecke

Sie dreht sich um. Er blickt nach draußen. Sie denkt: Was er nur macht? Er sagt: Irgendwas stimmt heute nicht. Ihr ist warm. Ihn friert.

Er schaltet das Radio an. Sie beginnt zu dösen. Es beginnt dunkel zu werden. Die Luft ist feucht. Er wird schläfrig. Sie träumt.

Es geht bergab. Sie spürt es. Er gibt Gas. Sie fühlt sich unwohl. Der Wagen durchbricht eine Schranke. Sie schrickt auf und erwacht. Der Zug kommt zum Stehen. Die Frau setzt sich verstört auf die Bettkante.

So

Da sitzt man so. Und da redet man. Und da betrachtet man sich. Und da lächelt man. Und da denkt man sich was. Und da redet man wieder was. Und das glaubt man vielleicht gar nicht. Und da sitzt man halt.

Da sitzt man also. Betrachtet sich gegenseitig. Lächelt. Nickt sich zu. Sagt etwas. Etwas, das stimmt. Etwas, das man vielleicht glaubt. Etwas, das man vielleicht nicht glaubt. So sitzt man da.

So sitzt man. Sitzt herum und redet. Betrachtet das Gegenüber. Man lächelt. Man nickt, ist freundlich, zeigt die Zähne. So sie geputzt sind oder sonst irgendwie anschaulich. Dann redet man. Was man so annimmt. Oder glaubt. Vielleicht nicht glaubt. Davon, worauf man steht. Worauf man sitzt. Worauf man eben so sitzt. Und eben so sitzt man da. Sitzt so oder so. Na halt so. Da. Einfach so da.

Wüstenrätsel

In den Aufzeichnungen des großen Eliha ben-Gabin findet sich folgender Hinweis auf ein Rätsel, ein Paradoxon der Wüste:

»Es gibt aber eine Oase, die heißt Er-Fahd. Sie existiert nur als Fata Morgana. Sie eilt einem Reisenden mit dessen Eigengeschwindigkeit voraus und wird daher niemals eingeholt noch je von jemandem betreten werden können. Neugierige, die sich aufgemacht haben, sie zu suchen, sind nicht zurückgekehrt. Ihre Gebeine ruhen unter dem Sand der Wüste, bis er sie freigibt und erneut begräbt, und erst am Ende aller Zeit wird Er-Fahd, die inzwischen einmal um die Erde gewandert ist, sie einholen, damit sie bei ihr wären.

Das ist der Preis für die Lösung des Rätsels.«

Zur Soziologie des Belen

Das Belen ist ein seltsames Tier. – Es besitzt drei Beine, ein Auge, davon eines blind, einen Nabel, an den sich die Welt klammert, vier volle, runde, spitzmauskopfförmige, feste Brüste in rosé, mit denen es wechselweise den Golfstrom, die Milchstraße und den nächtlichen Mond nährt, Lenden, an denen Atlas anliegt, wenn wechselvolle Geschäfte ihn für die Dauer der Iden des März entlassen, ein schuppiges Fell, zwei sechste Sinne, eineinhalb Herzen, die rotes und blaues Blut je nach Können und Laune durchpult, einen Schoß, den zu beschreiben ob seiner Schönheit schwerfällt, eine Stimme, heller als tausend Sonnen und tiefer als der afrikanische Busch, ist verbreitet über alle Märchenländer der Welt, hat seine Wohnstatt im undurchdringlichen Dunkel der Tiefsee und unterhalb der Leiste einen Rüssel wachsen, trägt Bart und Brille, beide aus Horn, von diesen zwei und Schlitzohren in der Größe derer afrikanischer Elefanten, spricht Esperanto, denkt global,

fühlt sich wohl in allen Lebenslagen, pflegt für gewöhnlich um die Mittagszeit zu schlafen unter dem Band des Äquators, raucht kaum und wenn am Vesuv, ernährt sich von dem, was so Jahr für Jahr an Schiffen untergeht, und lacht wohl von Zeit zu Zeit, nämlich dann, wenn Seebeben die Weltmeere unruhig machen.

Das Belen ist sozusagen also ein ganz normales Tier, aber es nimmt dennoch eine Sonderstellung ein: es entspricht nicht dieser Beschreibung.



BRUNO TEUNI ZWEI TEXTE

Weggeschwommen

Als der Liegestuhlvermieter abends die Sonnenschirme am Strand von Playa del Ingles wieder einsammelte, die Liegen aufeinanderstapelte und dabei den Sand so aufwirbelte, daß er endlich auch die hartnäckigsten Sonnenhungrigen von ihren Plätzen vertreiben konnte, blieb in seinem Revier eine Liege zurück, auf der noch immer ein sehr blaues Badelaken ausgebreitet lag. Die Plastiksandalen standen am Kopfende, eine leichte Tasche daneben, wie sie von Touristinnen getragen werden. Der Gast, der für einen Tag den Schatten an dieser Stelle gemietet hatte, war auch noch nicht zurückgekehrt, als alle Schirme auf einem Haufen versammelt und mit einer Persenning abgedeckt waren, die Liegestühle wieder in einem Geviert in Reih und Glied standen, der Strand bloßlag, mit Getränkedosen, allerlei Papieren und zahllosen Zigarettenkippen dekoriert, die vom späten Sonnenlicht angestrahlt wurden und sich überdeutlich vom hellen Sandton abhoben.

Ich hatte dem allabendlichen Schauspiel vom Nebenrevier aus zugeschaut, wo der zuständige Liegestuhlvermieter etwas träger als sein Nachbar arbeitete und um die wenigen verbliebenen Badegäste anfangs noch rücksichtsvoll einen Bogen bei seinem Einsammeln machte, keinen Sand aufwirbelte, ab und an sogar eine Pause einlegte und aufs Meer hinaussah, das ganz ruhig da lag und so tat, als sei es zu den gewaltigen Brechern gar nicht fähig, die noch gestern meterhoch aufgeschäumt waren und ein Schwimmen faktisch unmöglich gemacht hatten. Jedenfalls für die gewöhnlichen Mitteleuropäer und für weibliche Schwimmer, die sich hier von ihrer Büroarbeit erholen und dem tristen Spätherbst zu Hause entfliehen wollten.

Schließlich sammelte auch mein Vermieter den Schirm und die Liege neben meinem Platz ein, und nun mußte ich mich wohl oder übel erheben, meine längst gepackte Tasche schultern und meinen Beobachtungsposten räumen. Ich hatte bis zuletzt immer wieder auf die mit den Badesachen bedeckte Liege im Nebenrevier geschaut und auf die Rückkehr des Gastes, vielleicht eines weiblichen, gewartet, der seine Sachen so sorglos allein ließ und sich keinen Deut um die Gepflogenheiten an der Playa del Ingles scherte. Ich wurde mir nicht ganz schlüssig, ob das eine Rücksichtslosigkeit gegenüber einem Einheimischen war, der seinen Lebensunterhalt mit langweiligen Serviceleistungen verdiente, oder ob in der Unbekümmertheit ein berechtigter Widerstand gegen den allzu ausgeprägten Ordnungssinn eines Gewohnheitstieres steckte. Dieses, wenn es denn wirklich eines war, hatte sich an den massiven Block der Sonnenschirme gelehnt, die unter der Abdeckung ihre Identität verloren hatten, und der noch junge Mann starrte jetzt aufs Meer hinaus, als würde von dort ein Signal kommen, was er mit dem

einzigsten Liegestuhl machen sollte, der noch immer nicht geräumt worden war.

Auf der leicht geriffelten Fläche war an diesem Strandabschnitt kein einziger Kopf mehr im Wasser zu sehen, weder in Ufernähe noch weiter draußen. Falls die zurückgelassenen Sachen also einem Schwimmer oder einer Schwimmerin gehörten, mußte sich dieser Tourist extrem weit hinausgewagt haben oder zu einem fernen Küstenbereich abgetrieben sein. Es würde kaum sinnvoll sein, im einen wie im anderen Fall auf seine Rückkehr zu warten. Das mußte auch der Schattenverkäufer erkannt haben, denn wie von einem plötzlichen Entschluß getrieben, ging er schnurstracks auf den lästigen Liegestuhl zu, nahm das leuchtend blaue Badelaken herunter und warf es fast achtlos über die Tasche am Kopfende, trug die sperrige Liege zum Stapel, und man merkte ihm seine Erleichterung förmlich an, als er das letzte Stück mit einem kräftigen Seil veräute und endlich seiner Wege gehen konnte.

Er hatte das alles so zielgerichtet und zügig getan, daß er gar nicht bemerkte, wie ich ihm bei seinen Verrichtungen neugierig zusah. Ich saß nicht weit entfernt auf dem Sand, der noch immer die Wärme des Tages festhielt, verspürte nicht die geringste Lust, mich auf den Weg zu meinem Hotel zu machen, wo mich ein leeres Zimmer erwartete. Ich sah zu dem blauen Badetuch hin, das mir immer deutlicher auf eine weibliche Besitzerin hinzuweisen schien. Es leuchtete noch stärker als zuvor, denn die Sonne schickte ihre Strahlen immer flacher und näherte sich dem Horizont, der sich als klar gezeichnete Linie vom Wasser abhob. Ich wartete noch, bis sich der Himmel zu röten begann und bis das Laken eine leicht violette Tönung annahm, wie sie ein Mann wohl ablehnen würde. Schließlich ging ich hinüber und bemerkte, daß der Liegestuhlvermieter zusammen mit dem Badetuch auch ein von mir noch nicht bemerktes Taschenbuch abgeräumt hatte, das obenauf lag und den Titel »Weggeschwommen« trug. Nach der Aufmachung zu urteilen, mußte es ein Kriminalroman sein.

Als ich nach einem Zögern – ich war versucht, mir den Band genauer anzusehen – doch heimging, war die Sonnenscheibe gerade tiefrot im Meer versunken und entflamte den ganzen Horizont. Die übermäßige Rötung übertraf noch die Darstellungen, wie man sie von entsprechenden Postkarten her kennt, die man gern aus dem Urlaub heimschickt. Ich dachte kurz daran, die örtliche Vertretung meiner Reiseagentur aufzusuchen, wo man meine Schilderung wenigstens sprachlich verstanden hätte. Aber um diese Zeit war das Büro sicher nicht mehr besetzt, und ein Romantitel war letztlich nicht einmal so etwas wie ein Verdacht.

Unveröffentlichte Kafka-Briefe

Der Stapel von Briefen war in gebräuntes Papier eingeschlagen, das brüchig erschien und tatsächlich an den Knicken brach, als ich es auffaltete, um an den Inhalt heranzukommen. Obenauf lag ein wiederum eingeschlagenes Buch, und ich erkannte auf dem Papier die Handschrift Kafkas, eine Zeile von ihm, die knapp am Rand der längeren Buchseite verlief. An wen sie gerichtet war, konnte ich nicht erkennen, auch nicht, um welches Buch Kafkas es sich handelte, ein sehr dünnes jedenfalls, also eines der zu Lebzeiten erschienenen Werke.

Die Briefe waren ursprünglich nicht gebündelt gewesen, sondern wurden, als ich sie zum ersten Male sah, von einer Frau aus einem Regal genommen und in einen Papierkorb geworfen. Ich erhaschte einen Blick darauf, als sie im hohen Bogen in den Korb segelten, konnte noch im Flug sehen, daß auf einem Blatt Kafkas Schrift

ringförmig angeordnet war. Es erinnerte ein wenig an ein Spinnennetz, wobei die Fäden von der Schrift gebildet wurden.

Ich erkannte sofort, worum es sich handelte, blieb aber ganz ruhig und bat die Frau, mir die weggeworfenen Schriftstücke doch zu überlassen, wozu sie ohne Nachfrage auch gleich bereit war. Als ich die Blätter später untersuchte, waren sie nun gebündelt und auf eine etwas altmodische Weise in schützendes Papier eingeschlagen, was wohl das Vergilben verhindern sollte, aber jetzt war die Schutzhülle ihrerseits völlig vergilbt.

Nachdem ich die Briefe in Sicherheit gebracht hatte, suchte ich mir einen ruhigen Platz, wo ich sie lesen konnte. Ich kam damit aber nicht sehr weit, denn alle Augenblicke beugte sich ein interessierter Bekannter über die ausgebreiteten Haufen von Schreiben, die ganz durcheinander geraten waren, und ich beeilte mich immer gleich mit der Erklärung, daß es sich um Briefe Kafkas handele, die ich gerade entdeckt hätte und nun lesen wolle. Hatte ich das eben einem Neugierigen mitgeteilt, der nicht sonderlich beeindruckt schien, beugte sich schon ein weiterer Bekannter über die Blätter, dem ich die nämliche Erklärung gab.

Langsam regte sich dabei mein schlechtes Gewissen, und ich fragte mich, ob ich die Schreiben nicht unrechtmäßig an mich gebracht hatte, denn ihre wahre Bedeutung und ihren Wert hatte ich ja der Frau verschwiegen. Jedenfalls kam ich nicht dazu, die Schreiben Kafkas, die ganz offensichtlich unveröffentlicht waren, auch nur ansatzweise zu lesen. Sie werden deshalb nie publiziert werden können und müssen für die Forschung als verloren gelten, was ich meinem Traum beim Aufwachen ernstlich übel nahm.



CARSTEN KLOOK MISSIE UND DER FLUCH DES VERSCHWINDENS

Missie war knapp 1,65 Meter groß, leicht buckelig und ihre Nase eine Sprungchance ins Glück. In ihren grüngelben Augen leuchtete ein Osterfeuer.

Die Kartenlegerin glaubte, in all die Köpfe und Herzen der Menschen hineingucken zu können. Ich besuchte sie, weil sie mir ihre Geschichte erzählen sollte. Mein Chefredakteur wollte eine Story über sie bringen, da sie in Verdacht stand, einigen Politikern die Karten zu legen, sie also einen gewissen Einfluß auf die Geschehnisse der Stadt hatte.

»Ich dachte als Kind, wie schrecklich das sei, könnte man hellsehen. So viele Gedanken, und alle auf einmal! In Wirklichkeit wußte ich wohl schon damals mit meiner Begeisterung für übersinnliche Phänomene, für Menschen, die hypnotisiert steif wie ein Brett auf zwei Stuhllehnen liegen, daß ich durch die Menschen hindurch in deren Zukunft hineingucken konnte.«

Ich überredete sie, mit mir für das Interview in ein Café zu gehen, und beobachtete, wie Missie Allyra den Leuten in die Gesichter guckte, als wären es Karten.

»Vor Jahren ... ich fuhr aufs Land ... dienstags und mittwochs, wo das Geschäft am Telefon schlechter lief, das ist heute noch so, auch wenn ich jetzt Skype benutze, da kam ich nebenbei einem Mord auf die Schliche. Da war so eine Ahnung von mir, oder das habe ich mir gewünscht, einmal Agatha Christie spielen ... Etwas hatte sich da entsponnen, eine Art Puzzle, das sich zusammensetzte. Ein Kunde, ein Anrufer, der hatte Schuldgefühle und wollte

nicht sagen, woher, was, warum. Ihm war nur daran gelegen, daß ich erzählen sollte, alles sei in Ordnung und sein Leben würde ohne Probleme weitergehen. Und eine Anruferin vermißte ihren Geliebten, der plötzlich verschwunden war, mit dem sie zusammen in einem Park sich eben noch geküßt hatte ... und plötzlich, sie hatte sich kurz nur umgedreht, war der Mann verschwunden. Nirgends hatte sie ihn finden können, sie hatte den Park abgesucht und die nähere Umgebung. Dann gab es eine Spur, wie in Blow Up, diesem Film, und die Spur verlor sich wieder. Sie kennen den Streifen vielleicht, wo es unter dem Grobraster einer Fotovergrößerung schrecklich zu wimmeln beginnt und es juckt und kratzt ... nicht nur in den Augen ... sondern auch, weil es so aussieht, als läge ein Mann in einem Gebüsch und ziele auf den, der mit einer, höchstwahrscheinlich seiner Frau über den Rasen tollt ... und dann liegt zwei Bilder weiter eine Leiche im Unterholz und das Gewimmel in den Augen geht über in ein flirrendes Unbehagen, daß man ein Netz von Vermutungen durchdringt, die einen erschauern lassen ob der schrecklichen Ungewißheit und Brutalität. Ja, so war das: Eine Frau vermißte ihren Geliebten, und ein verheirateter Mann rief ständig wegen seiner Schuldgefühle bei mir an. Bis ich eines Nachts, es war Vollmond, eine Vision hatte, daß diese beiden Anrufer miteinander verheiratet sein könnten und der eine vor dem anderen einen Mord verbarg. Das mag unglaublich klingen, aber wenn Sie den ganzen Tag, über Jahre hinweg, den Leuten die eigenen Gedanken vorbuchstabieren, dann wundert Sie nichts mehr. Vor allem seit ich feststellen mußte, daß ich Kartenlegerin und Hellscherin bin.«

»Ja, und welche Vision hatten Sie?«

»Mir erschien im Halbschlaf der Ort, an dem die Leiche lag. Nicht nur der Ort, sondern auch die Mutter des erschossenen Liebhabers wurde mir per Eingebung mitgeteilt. Jeden Nachmittag traf sie sich mit einer ihrer Freundinnen in einem Café, um auf Männerfang zu gehen. Jemand hatte ihre Telefonnummer auf eine Streichholzsachtel notiert und sie mir via Vision zukommen lassen. N-Euro-Vision sozusagen. Man sollte nicht glauben, daß das im Alter anders würde: Da sind Männer um die 70 und die haben noch denselben Ärger wie mit 19. Die eine Frau will immer, kommt dann aber doch nicht zum Treffen, und die andere ist verschwägert, verwitwet oder verärgert und das, was bleibt, ist warten und die Wahrsagerin anrufen. Heute war wieder einer, ich kann es Ihnen sagen, der wollte wissen, ob seine Frau ihn betrügt ... und eine andere Frau fragte, ob die Ehefrau ihres Geliebten etwas merken würde, ob sie ahne, daß ihr Ehemann sie betrüge ...«. Missie machte eine Pause und seufzte tief. »Irgendwann kommt es einem vor, als steckten die alle unter einer Decke. Als wäre dieser Mann, der da anruft, der, von dem die andere Frau erzählte, und beide betrogen einander, um am Abend wieder zusammen ins selbe Bett zu steigen und sich den Gutenachtkuß zu geben, wer weiß wohin.

Sie glauben nicht, wer da bei mir anruft! Wichtige Menschen, Persönlichkeiten, führende Politiker ... aus allen Gesellschaftsschichten, haha, und wenn sie den ganzen Tag Leuten aus den Karten lesen, da wird man, ja, rammdösig sag ich nur, rammdösig! Zwischendurch gehe ich ins Freie, gehe die Straße entlang ... und ich sehe den Leuten in die Augen und sehe alles von ihnen. Alles – das ist so eine Redensart: Magen- und Darmerkrankungen, Hühneraugen im Schuh, Lebewohl-Pflaster und das Minuszeichen vor den Ziffern auf dem Konto bei dem einen im Portemonnaie auf dem Auszug und die gestauchten Wirbel bei dem anderen im Anzug. Und daraus wird ein Panorama, wie auf einem Boulevard eben, lauter Schicksale!«

»Und was haben Sie dann gemacht, als sie den Ort mit der Leiche hatten?«

»Halt! Still! Da, ich sehe ihn wieder, den Mann, den großen Unbekannten, den Liebesgauner schlechthin, der alle betrügt.«

»Wie, jetzt hier, so ganz ohne Kugel, in die Sie hineingucken?«, fragte ich die hellsehende Kartenlegerin, während um uns herum die Menschen an den Tischen schon schnippisch aufhorchten und tuschelten.

»Ja, und ob! Es ist einer mit glasigen, hellblauen Augen und braunen Haaren, streng gekämmt im graugräsernen Anzug, gut gebaut, kräftig. Er ist jung, na ja, nicht ganz, aber die Gegend, in der er lebt, durch die er fährt, ist älter. Wie aus einer anderen Zeit. Er hat ein weißes Hemd am Leib, trägt eine dunkle Krawatte, in seinem Gesicht zeichnet sich seine Kampfbereitschaft ab, segnige Gesichtszüge, markant, charmant. Er soll, das darf keiner wissen, eine kostspielige Maschine, ein kleines Gerät in einem Koffer, von A nach B bringen. A ist Rußland? B gleich London? Irgendwo dazwischen. Er sitzt im Zug ... und fährt an Mannheim vorbei, ausgerechnet.«

Auch ich, seltsam genug, hörte jetzt die Zuggeräusche, als nähme mich Missie mit auf ihre Reise durchs Imaginäre. Ich hörte das Rattern beim Fahren über Gleise und Schwellen, das harte Rumpeln eines schweren Zugabteils.

»Orient, Import, Export, Expresß, ja. Genau. Da betritt ein anderer Mann das Abteil. Ja, ich sehe es: Es geht ums Dechiffrieren einer Nachricht, das Gerät im Köfferchen. Jemand wartet auf ihn ... was ist das für eine wichtige Botschaft? Die deutsche ... die amerikanische ... die russische? Wer will sie entzerren? Oh, oh, ohoh, jetzt kommt noch ein anderer Mann ins Abteil ...«

Auch ich konnte nun hören, wie der Kampf zwischen zwei Männern tobt, die Fäuste fliegen! Ein dumpfer Aufprall, ein zischendes Geräusch.

»Ja, die kloppen sich ... Bumbumm. Jemand springt aus dem Fenster, mit einer Frau Roma-No-Wa-r. Nur: Wo wollen sie hin? Ich seh nichts mehr, die Szene verschwindet im Nebel, es wird dunkel ... halt!«

»Das könnte doch«, sagte ich, »das klingt wie ... genau: Die Maschine ist eine Lector. Ja, ich sehe ihn auch, das ist James Bond in Liebesgrüße aus Moskau! Aber wieso Mannheim?«

Was die Hellscherin alles sah und halluzinierte?! Interessant! Und so einfältig dabei! Plötzlich klingelte mein Handy, es war mein Chefredakteur.

»Hallo, Hans. Ich habe soeben gelesen«, sagte er mit knorriger und aufgebracht Stimme, »daß in den USA bei vergeblichen Ermittlungen Hellscherinnen und Wahrsager eingesetzt werden ... mit paranormalen Fähigkeiten, parapsychologische Spione, Psycho-Warrior werden zur Verbrechensbekämpfung genutzt. Es fährt ein Zug nach nirgendwo ... unterwegs in Europa. Was ich eben auch reinbekommen habe: Da existiert irgendwo ein Serientäter, der im großen Stil arbeitet und keine Chiffriermaschine benutzt, um Gedanken zu lesen. Er beraubt Menschen, indem er PIN-Nummern und Geheimcodes in Hirnströmen entziffert. Der Schaden geht in die Milliarden ... Europäische Gemeinschaft ... bedroht ... hmhm ... ein paar Morde hat er schon auf dem Gewissen. Falls sich jemand widersetzt, wird er gewalttätig ... benutzt alle Sorten von Waffen ... trägt eine James-Bond-Maske, der Gauner. Keiner hat sein wahres Gesicht je gesehen ... tss-tss. So steht's in der dpa-Meldung. Versuchen Sie, diese Missie darauf anzusetzen, ob sie nicht mal in die Kugel gucken könnte, oder sonst wohin, um herauszufinden, wo der Kerl sich versteckt. Und wenn sie schon dabei ist, kann sie ja gleich mal schauen, wo die verschwundene Luftmaschi-

ne MH 370 der Malaysia Airlines abgeblieben ist! Vielleicht hat der Pilot Irrlichter gesehen und ist vom Kurs abgekommen?! Es wäre ein Riesending, na klar, wenn wir das exklusiv bringen könnten!«
»Okay Chef, wird gemacht!«, antwortete ich und blickte mich um. Aber nun war auch Missie spurlos verschwunden ...



WALLE SAYER ZWEI TEXTE

Selbstmedikation

Am Handgelenk das Armband mit dem Notrufknopf: eine Uhr ohne Zeiger, die nicht mehr tickt. Das tattrige Alter, in dem jeder Treppenabsatz zur Klippe wird, es einem egal sein kann, wieviel Geld im Leben man verbracht, vertrunken hat, es fischig riecht in jedem Zimmer und selbst die Suppenwürze nach den Herztropfen schmeckt. Sein Starrsinn glaubt einfach weiterhin, daß er nur Unterzucker habe, und sein Aber wiegt diese Nebeltablette ab, ihr folgsames Blau, das er allabendlich einnehmen soll. Als übe er damit schon, Charon hinzuhalten, behält er sie unter der Zunge, während er das Glas Wasser dazu trinkt. Sobald die Pflegerinnen sich abwenden, läßt er sie in seine Hand gleiten. Sind sie gegangen, spült er sie das Klo hinab und legt sich aufs Bett. Schlafenszeit. Schlafensweit. Im farblosen Traum sieht er sich zu, wie er Bucheckern sammelt.

Studienberatung

Die Freistunde, seit jeher dein Lieblingsfach. Vielleicht könntest du es von daher einmal versuchen mit Ethnologie und dich neben eine Frau setzen, die Bockbier trinkt. Oder ein paar Semester lang das Kaulquappengewimmel in einer Regenpfütze genauer anschauen. Aus dem Verkehrslärm Klangskulpturen formen. Wie ein Lippenleser Gesteinsformationen studieren und wissen wollen, daß es vor Jahrmillionen, da wo wir saßen und aufblickten zum Zeugenberg, Korallenriffe gab und Palmen. Auf jeden Fall aber Kunstgeschichte nebenher, um jene Farbe zu ergründen, die das Wasser annimmt im Glas, in dem irgendein vergessener Genremaler die Pinsel auswusch, die er brauchte für seine Feinarbeiten: für den roten Wollfaden, das dunkle Knopfloch, die Mückengloriole, für den Glanz auf dem runtergefallenen Löffel am Bildrand, der den Raum in der Waagrechten hält.



JOBST KNIGGE EINE INTERNET-BEKANNTSCHAFT

Man weiß so wenig von seinen Arbeitskollegen. Da sitzen sie neben einem, verrichten ihren Job, wie man es von ihnen verlangt, erzählen ein paar banale Dinge von ihrer Familie und von ihren Freizeitbeschäftigungen. Aber jeder schottet sich irgendwie nach außen ab und bewahrt hinter seinen Mauern ein Geheimnis.

Ein solches Geheimnis hat mir P. einmal anvertraut. Es handelte sich um eine Geschichte, die schon vor ein paar Jahren passiert war. Er hatte über das Internet eine Sex-Bekanntschaft gemacht. Die ausgetauschten Mails wurden dabei immer pikanter und heißer, und eines Tages hatten die beiden ein Rendezvous vereinbart. Es sollte in einem Hotel in der Nähe von Bonn stattfinden. Er hatte eine fetischistische Ader und brachte selbst Strapse und Reizwäsche und dazu noch zwei Flaschen Champagner mit, die er im Kofferraum seines BMW verstaute.

Natürlich war er aufgeregt. Aber das Brennen im linken Arm, das sich bis zur Brust hochzog, war nicht normal. Dann wurde ihm schwindelig. Herzinfarkt! durchzuckte es ihn. Kalter Schweiß lief ihm über das Gesicht. Was sollte er tun? Die Frau saß wahrscheinlich schon etwas heißgelaufen im Hotelzimmer und wartete. Aber hier ging es nicht mehr um Sex, sondern um Leben und Tod. Er wendete das Auto und fuhr in die Richtung, wo er wußte, daß das Krankenhaus lag, in dem er schon manchmal Besuche gemacht hatte. Er parkte das Auto auf dem Parkplatz vor dem Gebäude und schleppte sich in die Aufnahme. Dort ging alles ganz schnell. In wenigen Minuten lag er auf der Intensivstation.

Als er versorgt war, fragte man ihn nach seinen Angehörigen, und er nannte die Adresse seiner Frau. In diesem Moment dachte er an die Gegenstände, die noch im Kofferraum seines Autos lagen, den Champagner und die Strapse. Aber er war müde und fatalistisch. Was kommen mußte, mußte kommen. Seine Frau kam bald an sein Krankenbett und nach zehn Tagen war er wieder zu Haus. Sie hatte ihn mit seinem BMW abgeholt. Hatte sie in den Kofferraum geschaut? Als sie einen Moment aus dem Haus war, stahl er sich in die Garage. Der Kofferraum war leer. Seine Frau hat nie eine Frage gestellt.



Die Autoren

Manfred Ach (1946), Schriftsteller, Lehrer und Verleger, viele Veröffentlichungen, zuletzt erschien der Aphorismenband »Meine Wenigkeit« (2012). – Mirko Bonné (1965), Schriftsteller und Übersetzer, jüngste Veröffentlichung der Roman »Nie mehr Nacht« (2013). – Elke Engelhardt (1966), Lyrik und Prosa, Veröffentlichungen in Anthologien. – Gunter Gerlach (1941), Verfasser von Romanen und Krimis, aktuelle Publikation der Roman »Der Mensch denkt« (2014). – Günter Guben (1938), Schriftsteller, Maler und Fotograf, bislang neun Bücher. – Herbert Hindringer (1974) legte 2007 seinen Lyrikband »Distanzschule« vor. – Marcus Jensen (1967), sein dritter Roman »Schweine« erschien 2013. – Carsten Kloock (1959), Schriftsteller und Kulturjournalist, sein Roman »Stadt unter« kam 2011 heraus. – Jobst Knigge (1944), Auslandskorrespondent in Rom, London und Brüssel, Publikationen zur deutsch-italienischen Geschichte. – Walle Sayer (1960), Lyrik und Kurzprosa, letzter Gedichtband »Der Tag zu den Tagen« (2006). – Bruno Teuni (1940), Lyriker und Publizist.

Hammer+Veilchen. Flugschriften für neue Prosatexte. Herausgegeben von Günther Emig und Peter Engel. Erscheinen 4 Mal im Jahr, und zwar zum 15. März, 15. Juni, 15. September und zum 15. Dezember; im Fall von Vollmond einen Tag später. Kostenlos erhältlich als pdf-Datei per Download auf www.Hammer-und-Veilchen.de, ferner als eBook (ISBN für diese Ausgabe: 978-3-921249-55-0, Preis: 0,19 Euro) und bei Bedarf als Jahresband als Book on demand. Redaktionsadresse: Redaktion@Hammer+Veilchen.de. © 2014 für die Texte bei den Autoren.